

Annie Ernaux Marc Marie



Suhrkamp

Auf den Bildern

SV

Annie Ernaux
Marc Marie

Auf den Bildern

Aus dem Französischen von Sonja Finck

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel
L'usage de la photo bei Éditions Gallimard, Paris.

Erste Auflage 2026
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag
GmbH, Berlin, 2026
© Éditions Gallimard, Paris, 2005
© Fotos: Annie Ernaux und Marc Marie
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine
Nutzung des Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Kosmos Design, Münster
Umschlagfoto: Annie Ernaux und Marc Marie
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-43319-5

Suhrkamp Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

Auf den Bildern

Erotik ist die Bejahung des Lebens bis in den Tod.

Georges Bataille

Seit Beginn unserer Beziehung stand ich nach dem Aufwachen oft fasziniert vor dem Tisch mit dem benutzten Geschirr, den verschobenen Stühlen, den Haufen von Kleidungsstücken, die wir am Abend zuvor beim Sex irgendwo abgeworfen hatten. Die Landschaft war jedes Mal eine andere. Sie zu zerstören, unsere Sachen trennen und einsammeln zu müssen, zog mir das Herz zusammen. Ich hatte den Eindruck, die einzige objektive Spur unserer Lust zu vernichten.

Eines Morgens stand ich erst auf, nachdem M. schon weg war. Als ich die Treppe hinunterging und die Kleidungsstücke und Dessous über die Fliesen im Flur verteilt sah, im Sonnenlicht, empfand ich Schmerz und Schönheit. Zum ersten Mal kam mir der Gedanke, man müsste all das fotografieren, dieses vergängliche, aus Begehren und Zufall entstandene Arrangement. Ich holte meine Kamera. Als ich M. davon erzählte, gestand er mir, dass er dasselbe auch schon hatte tun wollen.

In einer stillschweigenden Übereinkunft, als würde der Sex nicht reichen, als bräuchten wir ein Abbild davon, eine materielle Darstellung, fotografierten wir weiter. Mal entstanden die Bilder gleich nach dem Sex, mal erst am

nächsten Morgen. Diese Bilder waren am bewegendsten. Die von unseren Körpern zurückgelassenen Dinge hatten die ganze Nacht an dieser Stelle verbracht, in der Position, in der sie zu Boden gefallen waren. Die Überbleibsel eines bereits fernen Festes. Sie im Tageslicht zu sehen, gab einem ein Gefühl für das Vergehen der Zeit.

Bald konnten wir es kaum erwarten, uns die jüngste Komposition gemeinsam anzusehen und sie zu fotografieren, sie war immer unvorhersehbar und ihre Details, Pullis, Strümpfe, Schuhe, waren nach unbekannten Gesetzen angeordnet, als Folge von Gesten und Bewegungen, deren wir uns nicht bewusst gewesen waren und die wir längst vergessen hatten.

Spontan einigten wir uns auf eine Regel: Die Kleidung durfte nicht angerührt werden. Einen Pumps oder ein T-Shirt zu verrücken, wäre ein Frevel gewesen – für mich genauso unmöglich, wie einen Satz in meinem Tagebuch umzustellen –, ein Angriff auf die Realität unseres Liebesakts. Wenn einer von uns beiden versehentlich ein Kleidungsstück aufgehoben hatte, legten wir es für das Foto nicht zurück.

M. machte meist mehrere Aufnahmen von der Szene, aus verschiedenen Perspektiven, um alle über den Boden verstreuten Dinge zu erfassen. Mir war nur recht, dass er das übernahm. Im Unterschied zu ihm hatte ich nicht viel Erfahrung mit der Kamera, ich hatte bis dahin nur sporadisch und gedankenlos fotografiert. Zunächst verwendete er meine schwarze, schwere Samsung, dann eine Minolta,

die seinem verstorbenen Vater gehört hatte, und schließlich eine kleine Olympus, die meine mittlerweile defekte Samsung ersetzte. Alles drei analoge Apparate.*

Zwischen dem Fotografieren und dem Moment, in dem wir uns die Bilder ansahen, verging mindestens eine Woche, denn wir mussten den Film erst vollmachen und ihn dann zum Entwickeln zu Photo Service bringen. Das Betrachten der Bilder folgte einem Ritual:

wer die Fotos abholt, darf den Umschlag nicht öffnen
mit einem Getränk auf dem Sofa Platz nehmen, während im Hintergrund eine Schallplatte läuft
die Fotos eines nach dem anderen hervorholen und sie gemeinsam ansehen

Es war jedes Mal eine Überraschung. Wir erkannten nicht auf Anhieb, in welchem Zimmer das Foto entstanden war, welche Sachen darauf abgebildet waren. Es war nicht mehr die Szene, die wir gesehen hatten und retten wollten, die viel zu schnell verlorene Szene, sondern ein mysteriöses Gemälde, oft in satten Farben, mit seltsamen Formen. Der

* Der Begriff »analog«, der in den letzten Jahren in Abgrenzung zu »digital« aufgekommen ist – wie in der Musik »Vinyl« in Abgrenzung zu »CD« –, wobei von vornherein festzustehen scheint, dass das Zweite das Erste ablösen wird, kommt mir absurd vor, absolut unzutreffend für ein Ding, das für mich einfach immer eine »Kamera« sein wird.

Eindruck, dass der Liebesakt der Nacht oder des Morgens – an dessen genaues Datum wir uns kaum noch erinnern konnten – auf dem Bild zugleich materialisiert und verklärt war, dass er jetzt *woanders* existierte, in einem rätselhaften Raum.

Mehrere Monate lang begnügten wir uns damit, Fotos zu machen, sie uns anzusehen, sie zu sammeln. Die Idee, ausgehend von ihnen zu schreiben, entstand bei einem gemeinsamen Abendessen. Ich weiß nicht mehr, wer sie zuerst hatte, aber wir wussten sofort, dass wir beide Lust hatten, sie in die Tat umzusetzen. Als wäre das, von dem wir angenommen hatten, es würde ausreichen, um die Spuren unserer Verliebtheit zu bewahren, die Fotos, doch nicht genug, als bräuchte es mehr, etwas Schriftliches.

Aus den etwa vierzig Fotos wählten wir vierzehn aus und vereinbarten, dass jeder für sich über sie schreiben würde, völlig frei, ohne dem anderen den Text zu zeigen, ohne darüber zu sprechen, bis er fertig war. An dieses Gebot haben wir uns bis zuletzt strikt gehalten.

Von einer Ausnahme abgesehen. Als wir mit dem Fotografieren begannen, befand ich mich wegen Brustkrebs in Behandlung. Beim Schreiben entstand in mir bald das Bedürfnis, jene »andere« Szene zu thematisieren, die Szene, die sich in meinem Körper abspielte und auf den Bildern unsichtbar blieb, den diffusen Kampf um Leben und Tod, der unbegreiflich war – »geschieht das wirklich *mir*«. Ich erzählte M. davon. Er konnte das, was in unserer Beziehung monatelang eine große Rolle spielte, ebenfalls nicht ignorieren. Nur dieses eine Mal sprachen wir über den

Inhalt unserer »Kompositionen«, wie wir die Ergebnisse unseres Vorhabens nannten, ein spontaner, provisorischer Begriff, der gut beschrieb, worum es uns ging, nämlich sowohl um den Schreibprozess als auch um das Resultat des Schreibens.

Ich kann die Bedeutung und den Wert unseres Vorhabens nicht klar definieren. Auf gewisse Weise reiht es sich in die zunehmend hemmungslose Verbildlichung des Daseins ein, die unsere Epoche ausmacht. Ob anhand von Fotos oder Texten, immer ging es uns darum, den erotischen Momenten, die man weder festhalten noch abbilden kann, mehr Realität zu verleihen. Die Unwirklichkeit des Liebesakts in der Wirklichkeit seiner Spuren zu fassen zu bekommen. Das höchste Maß an Realität wird jedoch erst erreicht sein, wenn die verschriftlichten Fotos sich in der Erinnerung oder Einbildungskraft der Leserinnen und Leser in eigene Szenen verwandelt haben werden.

Cergy, 22. Oktober 2004

Auf dem Foto steht M., wobei nur der Ausschnitt zwischen dem grauen Pullover mit Zopfmuster, der knapp über dem rötlichen Schamhaar endet, und der Mitte des Oberschenkels, wo die heruntergezogene schwarze Boxershorts mit dem Markennamen »DIM« in großen weißen Lettern hängt, zu sehen ist. Sein Penis im Profil ist erigiert. Das Blitzlicht lässt die Venen hervortreten und bringt den Spermatropfen an der Eichel zum Schimmern wie eine Perle. Der Schatten des aufgerichteten Genitals fällt auf das Bücherregal, das den gesamten rechten Bereich des Fotos einnimmt. Auf den Buchrücken kann man die Namen der Autorinnen und Autoren oder die groß gedruckten Titel lesen: Lévi-Strauss, Martin Walser, *Kassandra*, *Das Zeitalter der Extreme*. Unten am Pullover sieht man ein Loch.

Ich habe dieses Foto am 11. Februar gemacht, nach einem schnellen Mittagessen. Ich erinnere mich an die Sonne im Zimmer, an seinen Penis im Licht. Ich musste zum Regionalzug nach Paris, wir hatten keine Zeit für Sex. Das Foto war eine Art Ersatz.

Ich kann es beschreiben, aber ich könnte es nicht fremden Blicken preisgeben.

Mir fällt auf, dass es gewissermaßen das Pendant zu *Der Ursprung der Welt* ist, dem Gemälde von Courbet, das ich lange nur als Nachdruck in einer Zeitschrift kannte. Das Foto hat auch viel Ähnlichkeit mit einer Szene, die ich mit dreiundzwanzig im Bahnhof Termini in Rom beobachtet hatte, als ich am offenen Fenster eines bald abfahrenden Zugs einen Hotdog aß. Im Zug auf dem gegenüberliegenden Gleis ragte ein erigierter Penis aus einer Hose hervor und wurde heftig von der Hand eines Mannes gewichst, der wegen der gesenkten Sichtblende seines Erste-Klasse-Abteils nur von der Hüfte abwärts sichtbar war.

M.s Penis habe ich zum ersten Mal in der Nacht vom 22. auf den 23. Januar 2003 gesehen, bei mir zu Hause im Flur, am Fuß der Treppe, die zu den Schlafzimmern im ersten Stock führt. Der Moment, in dem man das Genital des anderen zum ersten Mal zu Gesicht bekommt, die Enthüllung des bis dahin Unbekannten, hat etwas Überwältigendes. *Damit* wird man leben, *damit* wird man lieben. Oder auch nicht.

Wir hatten in einem Restaurant, in das er oft ging, zu Abend gegessen, in der Rue Servandoni am Jardin du Luxembourg. Kurz davor hatte er die Frau verlassen, mit der er zu dem Zeitpunkt seit ein paar Monaten zusammenlebte. Beim Essen sagte ich: »Ich würde Ihnen gern Venedig zeigen«, und fügte sofort hinzu: »Aber im Moment geht das nicht, ich habe Brustkrebs und werde nächste Woche im Institut Curie operiert.« Er ließ sich nichts anmerken,

zeigte keine der Reaktionen – unmerkliches Zurückweichen, Erstarren –, durch die selbst die diszipliniertesten und kultiviertesten Menschen ihr Entsetzen verrieten, wenn ich ihnen eröffnete, dass ich Krebs hatte. Man merkte ihm seine Erschütterung erst an, als ich ihm anvertraute, dass meine neue Frisur, für die er mir viele Komplimente gemacht hatte, eine Perücke war, wegen der Chemotherapie hatte ich kein Haar mehr. Wahrscheinlich war er gekränkt von der Einsicht, dass er eine Attrappe bewundert hatte.

[Jetzt kommt es mir vor, als hätte ich genauso abrupt »ich habe Brustkrebs« zu M. gesagt wie in den Sechzigerjahren »ich bin schwanger und will abtreiben« zu einem jungen Katholiken – um ihm keine Zeit zu lassen, die Nachricht zu verarbeiten und seinen Gesichtsausdruck zu kontrollieren, um ihn ohne Vorwarnung mit einer unerträglichen Realität zu konfrontieren.]

Nach dem Abendessen gingen wir in eine leere Bar in der Rue de Condé, in deren Eingangsbereich ein großer Buddha stand. Irgendwann sagte er genauso abrupt, wie ich ihm von meiner Krebserkrankung erzählt hatte: »Ich möchte Ihnen ein ehrliches Angebot machen. Begleiten Sie mich in mein Hotelzimmer und verbringen Sie die Nacht mit mir.« Ich lehnte ab, weil ich am folgenden Morgen einen Termin bei der Anästhesistin hatte. Stattdessen schlug ich vor, er könne mit zu mir kommen. Beim Hinausgehen warfen wir eine Münze in die Schale vor dem Buddha. Gemeinsam bestiegen wir den Regionalzug. Keine Erinne-

rung an die Fahrt, außer an eine junge schwarze Frau in modischer Kleidung, die neben uns mit einem Headset telefonierte und deren genervter Tonfall sich nur an einen nahestehenden Menschen richten konnte, Ehemann, Mutter oder Kind.

Im Bett behielt ich die Perücke auf, ich wollte nicht, dass er mich mit kahlem Schädel sah. Infolge der Chemotherapie hatte ich auch kein Schamhaar mehr. Auf Höhe der Achsel trug ich eine Art Kapsel von der Größe eines Kronkorkens unter der Haut. Sie gehörte zu dem Katheter, den man mir zu Beginn der Behandlung implantiert hatte.*

Später gestand er mir, er sei überrascht von meiner mädchenhaft nackten Vulva gewesen. Er hatte noch nie davon gehört, dass auch dies eine Folge der Chemotherapie war – wer spricht schon über so etwas –, auch ich hatte es nicht gewusst, bis es mir selbst passierte. An jenem Abend fiel ihm nicht auf, dass ich auch keine Augenbrauen und Wimpern mehr hatte, dabei verlieh mir das fehlende Gesichtshaar einen seltsam starren Blick, den einer Wachspuppe.

* Dieser »Portkatheter« genannte Zugang besteht aus einer Kammer mit einer Membran, die unterhalb des Schlüsselbeins liegt und über einen Kunststoffschlauch mit einer zum Herzen führenden Vene verbunden ist. Während der Chemotherapie wird die Membran durchstoßen; auf diesem Weg gelangen die Medikamente, die die Tumorzellen abtöten, in den Körper. Ich beschreibe den Portkatheter so ausführlich, weil die meisten Menschen so etwas nicht kennen. Mir ging es vorher nicht anders.

Irgendwann fixierte er meine Brüste und fragte, ob es die linke sei. Ich war erstaunt über die Frage, denn die rechte war wegen des Tumors sichtlich geschwollen. Wahrscheinlich konnte er sich nicht vorstellen, dass die schönere von beiden den Krebs in sich trug.

Sechs Tage später begab ich mich für den chirurgischen Eingriff ins Institut Curie, und mein Aufenthalt dort verlief ungeheuer friedlich. Man entfernte mir den Tumor und die Lymphknoten. Die Untersuchung des Gewebes würde zeigen, ob eine Amputation der gesamten Brust nötig sein würde. M. hielt mich stundenlang im Arm. Im Lächeln der Krankenschwestern und Pflegerinnen lasen wir Zustimmung. Am Samstag schneite es. Von meinem Bett aus sah ich die weißen Dächer. Ich hörte die Demonstrationen gegen den Irakkrieg auf dem Boulevard Saint-Michel. Vom Flur her erklang in unregelmäßigen Abständen der helle Ton des Fahrstuhls, der auf unserer Etage hielt. Ich schrieb in mein Tagebuch, dass ich unendlich glücklich war.

Wegen meines völlig glatten Körpers nannte er mich seine Meerjungfrau. Der Port, der unter meiner Haut hervorstand, wurde zu einem »überschüssigen Knochen«.